

Blätter

für

Unterhaltung und Belehrung.

Verlag der Buchdruckerei E. Weidenbach in Dillenburg.

Gratis-Beilage zur Zeitung für das Distrikt.

1917.

Frauenrechtlerinnen.

Roman von Margarete Gräfin v. Bünau.

(Fortsetzung.)

Bereits am nächsten Tage erfüllte Ines Muriels Wunsch und suchte das elende Haus in der Fleetstraße auf. Sie fand aber das Zimmer verlassen. Von anderen Leuten im Hause hörte sie, daß krankte Lucy einen Blutsturz bekommen habe und ins Spital gebracht worden sei. Den anderen Mädchen wäre es nach diesem Ereignis unheimlich gewesen, hier weiter zu bleiben. Zwei von ihnen waren in einer Fabrik angenommen worden. Die kleine Ines habe sich bei einem Schlächter als Laufmädchen vermietet, da der Vater ins Gefängnis gewandert wäre und sich ihrer daher nicht annehmen konnte. Indessen sei Rathe eines Diebstahls wegen wieder weggejagt worden.

„Gestohlen hat sie! Wie entsetzlich! Welche Schande!“ rief Ines.

„Aus Hunger vermutlich, Miß,“ meinte die Frau, die diesen Bericht erzählte. „Immer den Geruch von Fleisch in der Nase und nichts davon im Magen haben, das hält eben nicht jede aus.“

„Und Sie wissen nicht, wo das arme Geschöpf jetzt ist?“

„Nein. Vielleicht versteckt sie sich aus Angst vor der Polizei, oder sie liegt schon dem Grund der Themse.“

„Wie furchtbar wäre das! Sie ist erst zehn Jahre alt!“

„Wer früh stirbt, dem fallen die Zähne aus,“ meinte die Frau gleichmütig. „Der können Sie nichts mehr nützen, Miß. Wenn Sie eine Kleinigkeit für mich hätten — die Kinder und ich hungern. Ein Mann liegt in den Schenken herum und verkauft den Wochenlohn oder verzehrt ihn bei den Wetten — der Lump!“

Ines leerte fast den ganzen Inhalt der Börse in die begehrlich ausgestreckten Hände. Dabei sah sie, wie die Frau mit einem heimtückisch schielenden Blick die kleine Brillantnadel musterte, die sie am Busse trug. Entsetzliche Räubergeschichten kamen ihr plötzlich ein. Bitter bereute sie ihre Unvorsichtigkeit, sich allein in dieses verurteilte Stadtviertel gewagt zu haben. Mit zitternden Händen machte sie die Nadel los und gab sie der Frau, obgleich sie fühlte, daß sie vollkommen sinnlos verhandelte.

„Da — nehmen Sie. Ich will Ihnen Geld schicken, Ihnen helfen, aber um Gottes willen lassen Sie mich jetzt fort.“

„Aber Miß, Ihnen tut ja kein Mensch etwas!“ grinst die Frau.

Ines stand schon auf der Schwelle und schaute die Tür auf. Atemlos lief sie die dunkle Treppe hinunter und stolperte dabei über ein paar Kinder hinweg, die ihr in den Weg kamen.

Das Geschrei der erschrockenen Kleinen, die zankende Stimme der Frau, die ihr zum Dank jetzt häßliche Schimpfworte nachrief, gellten hinter ihr her. In Schweiß gebadet erreichte sie die Straße.

Die Pension, in der Ines jetzt wohnte, lag in einem älteren Haus. Langsam stieg Ines die steile, enge Treppe, die ein ausgefranzter, abgetretener Korksläufer bedeckte, hinauf. In ihrem Zimmer, das auf

einen viereckigen, düsteren Hof hinausging, warf sie sich erschöpft auf den Lehnstuhl am Fenster. Das überhastete Gehen hatte sie todmüde gemacht.

Wie traurig, wie schwer, ja wie hoffnungslos doch alles war! Welch ein Zusammenbruch der stolzen Erwartungen, mit denen sie nach England gekommen war.

Mrs. Clarke hatte sich vollkommen von ihr abgewandt. Das schöne Haus in Kensington blieb ihr verschlossen. Der Frauenbund war durch die vielen Verhaftungen vorläufig zersprengt. Und Muriel, die geliebte, stolze Muriel lag halbtodverhungert im Gefängnis!

Ines vergaß ihre eigene Müdigkeit über ihrer qualvollen Angst um Muriels Schicksal. Sie setzte sich hin und schrieb an Lord Sytton, um ihm Muriels jammervollen Zustand wahrheitsgetreu zu schildern. Er mußte es erreichen, daß sie sofort aus dem Gefängnis entlassen und in ein Krankenhaus gebracht wurde. Am besten wäre es, sie käme nach Holly Grange, um sich dort zu erholen, wenn die Überführung möglich war.

Nachdem der Brief fertig war, blieb sie nachdenklich am Schreibtisch sitzen. Was sollte eigentlich aus ihr werden, wenn Muriel London verließ? Mit ihr verlor Ines den letzten Grund, hier weiter zu bleiben.

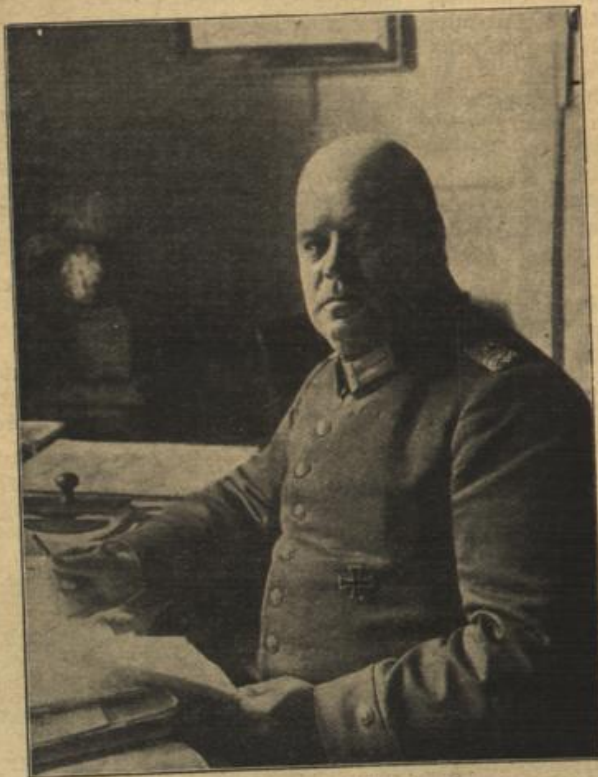
Sich selber gestand Ines ein, was sie vor anderen vielleicht noch abgeleugnet haben würde, daß das Schicksal des Wahlrechts sie nur noch sehr wenig kümmerte. Sie hatte nach den letzten schrecklichen Vorgängen, deren Zeugin sie gewesen, genug davon. Sie hatte wirklich bereits genug dafür leiden müssen. Ihre Verlobung war deshalb aufgelöst, der Streit zwischen ihr und der Tante ausgebrochen. Statt in der schönen Villa in Kensington, lebte sie hier in dieser erbärmlichen Pension.

Ines zog ihre Schreibmappe wieder heran. Die Feder glitt rasch über das Papier. Sie schrieb an Heilwig, aber der Inhalt des Briefes galt eigentlich Leo.

In gedrängter Kürze schilderte sie ihre Erfahrungen in London und die letzten schrecklichen Ereignisse des 18. November. Dieser Tag, der bereits den Namen „schwarzer Freitag“ erhalten hatte, kostete vielen Frauen Freiheit und Gesundheit. Er kurierte Ines gründlich von ihrer Lust, jemals wieder das Wahlrecht ertrogen zu wollen. „Überhaupt in England mag ich nicht mehr bleiben,“ ging der Brief weiter. „Sobald Muriel aus dem Gefängnis entlassen ist, möchte ich nach Deutschland abreisen. Wird man mich aufnehmen? O liebe, liebe Heilwig, ich habe solche Sehnsucht nach Dir, Deinen Tungen und Deinem Bruder.“

Ines erschrak, als sie ihre eigenen Worte schwarz auf weiß vor sich sah. Fast gegen ihren Willen waren sie aus der Feder gestossen. Sie strich sie wieder aus. Aber die Tinte trocknete zu schnell auf dem dünnen ausländischen Papier. Ihre Striche entstellten die Buchstaben daher nur, ohne sie ganz unleserlich zu machen.

Sie schloß die beiden Briefe und ließ sie sogleich von einem der Stubenmädchen in den Kasten werfen.



Oberleutnant Thomsen,

Chef des Generalstabs der deutschen Luftstreitkräfte.

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft m. b. H.

„Wie steht es mit der Kranken?“ fragte der hastig die Treppe heraufeilende Lord Sytton und warf dem Gefängnisdiener seinen Mantel zu.

Der Anstaltsarzt schwieg eine kleine Weile.

„Mylord sind mit Miß Graham verwandt?“ fragte er dann zuerst statt jeder Antwort.

„Verwandt nicht direkt. Sie war mein Mündel und stand mir nahe wie eine Tochter, ehe diese unseligen Verhältnisse uns trennten,“ entgegnete Lord Sytton. Sein Gesicht sah gealtert aus. Das Haar war um einen Schein weißer geworden. Die Verzweiflung seines Sohnes über Muriels Gefangennahme und den von ihr so unerbittlich durchgeführten Hungerstreik ging ihm sehr nahe. Auf Ines' Brief hin war er sofort nach London in das Frauengefängnis geeilt, hatte sich bei dem Arzt melden lassen und gebeten, Muriel besuchen zu dürfen.

„Miß Grahams Zustand ist sehr ernst,“ fuhr der Arzt fort. „Die Verletzungen, die sie an jenem gräßlichen ‚schwarzen Freitag‘ davontrug, waren an sich schon sehr schwer, wenn auch nicht gerade tödlich. Aber die zwangsweise Ernährung, die wir uns genötigt sahen anzuwenden, haben die Kräfte der Kranken völlig erschöpft. Wird sie nicht in andere Umgebung gebracht, in naturgemäßer Weise ernährt, so stirbt sie vor Schwäche in kurzer Zeit. Das ist meine feste Überzeugung. Ich bin gern bereit, das zu bescheinigen. Daraufhin muß das Gericht die Gefangene freigegeben, wenn es sich nicht eines Justizmordes schuldig machen will.“

„Ich danke Ihnen.“ Lord Sytton faßte nach der Hand des Arztes. „Davon bin ich überzeugt, daß Sie alles, was in Ihren Kräften stand, für die Kranke getan haben.“

„Das tat ich. Aber es war leider wenig genug. Es ist ein schreckliches Unglück. Ich habe noch nie einen so wundervollen, stahlkräftigen Frauenkörper gesehen wie den von Miß Graham, als sie bei uns eingeliefert wurde. Jedes Organ, jedes Glied war in vollkommener Weise ausgebildet. Jetzt ist sie nur noch ein Jammerbild. Es zerreißt einem das Herz, diesen Verfall mit anzusehen, obwohl ich an viel Elend in meinem Beruf gewöhnt bin.“

Lord Syttons Mund zuckte unter dem Schnurrbart. Er rang nach Worten. „Mein Sohn liebt Muriel Graham. Er wollte sie heiraten. Sie wäre die Mutter eines stolzen, starken Geschlechts geworden. Stolz im Leiden, stark im Handeln!“ stieß er endlich rauh heraus. „Wird das niemals mehr sein können?“

Der Arzt senkte den Kopf. „Sehen Sie sie selbst, Mylord.“

Er klopfte an die Tür einer am Ende des Ganges befindlichen Zelle. Von innen wurde der Riegel durch die Aufseherin zurückgeschoben. Die Herren traten ein. Ines saß auf dem Holzschmel neben dem Bett. Bei Lord Syttons Anblick sprang sie auf, um ihm ihren Platz einzuräumen. Er drückte ihr fest die Hand.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir alles offen geschrieben haben,“ Ines sprach. „Ich bin sofort gekommen. Hoffentlich nicht zu spät!“

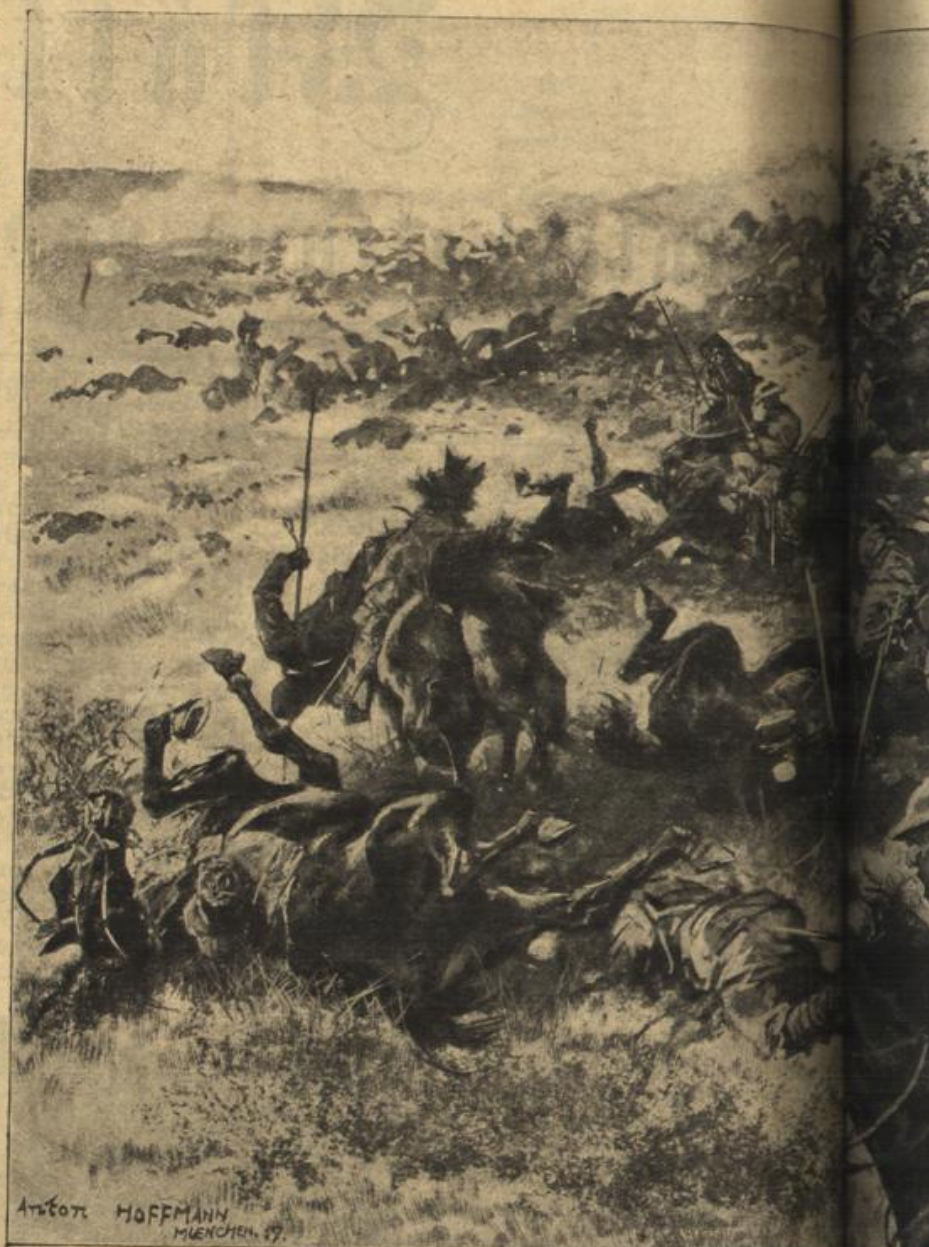
Seine scharfen Blicke musterten das Gesicht des jungen Mädchens.

Ines senkte die Wimpern, damit er die Tränen sehen sollte, die ihr in den Augen standen.

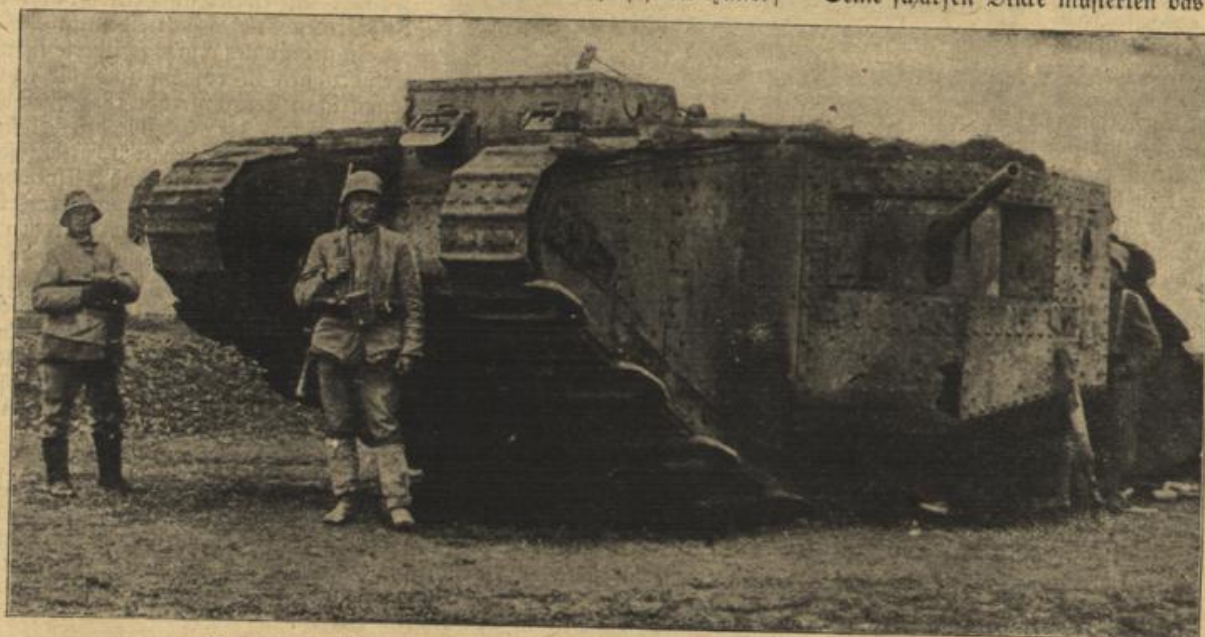
Der Arzt beugte sich über die regungslos Daliegende. „Eine Kampfeinspritzung“, befahl er kurz. „Der Schlag setzt aus.“

Die Aufseherin half. Als die Einspritzung gemacht war, schlug Muriel die Augen auf. Ihr Blick traf Lord Syttons Gestalt, der Fußende des Bettes und sie mit gramvoller Blick ansah.

Sein Herz schnürte sich zusammen. Konnte das wirklich Muriel sein, die so blühende Muriel Graham war? Das lange braunschwarze Haar hatte man ihr kurz geschneitten, denn sie trug keinen Kamm oder Zierstrich an ihrem schmerzgekreuzten Kopf. Ihre Züge waren



Ein im Gebiet südlich von der Scarpe bei Monchy eingegriffenes Gefecht nach einer Zeichnung von Anton Hoffmann.



Einer der bei Arras erbeuteten englischen Tanks (Panzerwagen) (S. 128).
Phot. A. Grohs, Berlin.



e bei Mondy Angriff bricht im deutschen Feuer verlustreich zusammen.
Nach einer Zeichnung von Hoffmann.

lieben haben, Jam geschärft, der Mund von der Fieberhitze zersprungen. Die blauen Zähne, die zwischen den rissigen Lippen hervorschimmerten, er- zeigten den erschreckenden Eindruck. In ihren Augen lag ein ergreifendes Ausdrück des Leidens. Ines drückte ihr Taschentuch an den Mund, um ihr Schluchzen zu ersticken. Lord Sytton zog sich den schweren Schemel dicht neben das Bett. „Muriel!“ rief er sanft. Sie wandte den Kopf halb zur Seite. Von oben schien sie ihre Geheiß hören zu müssen. „Erkennen Sie mich, Muriel?“ „Ja, Lord Sytton,“ antwortete sie endlich schwach. Ihre Stimme klang nur ein Hauch. Er mußte zu ihr neigen, um zu hören, was sie sagte. „Muriel, ich bin gekommen, um Sie nach Holly Grange mitzunehmen. Sie sind frei. In Holly Grange werden Sie wieder gesund.“ „Frei? Gesund?“ wiederholte sie ganz langsam. Ihre

Stimme hatte sich seltsam verändert, sie hörte sich dünn und spitz an, wie die eines kleinen Kindes. „Ich weiß gar nicht mehr, wie das sein mag, sich frei und gesund fühlen. Alles tut so weh. — Auch hier — hier!“

Sie zeigte auf ihr Herz.

„Mein armes Kind! Aber wir pflegen Sie gesund — Ines, George und ich.“

„Zu spät.“

„Nichts ist zu spät. Sie müssen nur wollen, Muriel, endlich Vernunft annehmen und freiwillig essen.“

„Essen, während so viele hungern, frei sein, wenn andere im Gefängnis bleiben! — Nein!“

„Immer noch diese Wahnvorstellungen! Muriel, wofür haben Sie Ihr junges Leben hingeopfert?“

„Für eine große Idee,“ entgegnete sie leise, aber mit einem geheimen Triumph. „Warum auch nicht? Viele Männer sind als Helden gestorben für ihre Überzeugung. Warum soll das nicht eine Frau ebenfalls tun können?“

Lord Sytton schwankte einen Augenblick. Vielleicht handelte er grausam, einer Todkranken den Trost zu rauben, an den sie sich klammerte. Konnte er sie aber dadurch nicht doch noch retten?

„Sie irren sich, wie Sie sich von Anfang an in dieser Sache geirrt haben,“ sagte er mit vor unterdrückter Erregung hart klingender Stimme. „Sie und Ihre Gesinnungsgenossinnen haben bisher nur unsägliches Unglück angerichtet, indem Sie die Sache so auf die Spitze trieben. Zwei Frauen sind an den Folgen der Mißhandlungen jenes abscheulichen Tages und durch den von Ihnen erdachten Hungerstreik gestorben. Wollen Sie durchaus die dritte sein? Lieber sterben als nachgeben? Gut also, man läßt Sie auch noch sterben. Was wird dadurch gewonnen? Nichts, als daß die Regierung sich sagt, daß mit solchen fanatischen Frauen nicht zu paktieren ist. Die nehmen nie Vernunft an und kämen sie ins Parlament, so gäb's nichts wie Unordnung und Unheil. Wenn Sie aber jetzt verständig wären und durch Ihr Beispiel auch die übrigen Suffragetten vom Hungerstreik zurückbrächten, so wäre ich bereit, Ihnen in jeder Weise entgegenzukommen und meine Hilfe anzubieten.“

Muriel versuchte den Kopf zu heben. Sie war aber zu schwach. „Und was wollen Sie für uns tun?“ brachte sie mit Aufbietung aller Kräfte heraus. „Schon einmal haben Sie mich mit solchen Versprechungen nach Holly Grange gelockt, Lord Sytton.“

„Jetzt liegen die Verhältnisse anders. Ich will es Ihnen gerade heraus sagen, mein Kind. Wir haben diese Geschichte satt und wollen gern einlenken, so weit wir dies mit unserem Gewissen vereinigen können. Wir sind keine Unmenschen oder Tyrannen, sondern kommen Ihnen in jeder Weise entgegen. Das Wahlrecht kann ich Ihnen ja nicht versprechen, aber eingebracht soll die Vorlage werden. Die liberale Partei wird im nächsten Parlament Gelegenheit haben, über



Der Zug der bei Ripont in der Champagne gefangenen Franzosen.
Phot. Bufa.

die Bill zu verhandeln, die so gefaßt sein soll, daß Zugeständnisse dabei möglich sind. Ganz kürzlich haben die Wahlen stattgefunden. Die liberale Partei hat gesiegt. Im Parlament gibt es jetzt vierhundert Mitglieder von allen Parteien, die den Entschluß gefaßt haben, die Frauenstimmrechtsvorlage einzubringen. Im Mai nächsten Jahres, also in wenigen Monaten, soll die Lesung der Bill vor sich gehen. — Muriel, hinter mir steht manch einer, der so stimmt, wie ich es will. Ich habe nicht eine, sondern viele Stimmen im Parlament.“

„Und die würden Sie für das Wahlrecht geben?“ Ihre Augen hingen mit solchem Ausdruck verzehrender Angst, stehender Bitte an seinen Zügen, daß er den Blick abwenden mußte.

„Wenigstens für sehr weitgehende Zugeständnisse. Aber nur, wenn Sie sich ganz aus dem öffentlichen Leben zurückziehen und in Holly Grange in der Stille wirken, Muriel — als Frau meines Sohnes. Überzeugung gegen Überzeugung. Ein Opfer für das andere.“

(Fortsetzung folgt.)

Zu unseren Bildern.

Einer der bei Arras erbeuteten englischen Tanks (Panzerwagen). — Im vergangenen Jahre erschienen auf dem Kriegsschauplatz die englischen Tanks, Panzerkraftwagen, von denen sich ihre Erfinder einen ungeheuren Erfolg versprochen. Sie sollten die deutschen Stellungen einfach niederwalzen und eine Bresche schlagen für den Durchbruch.

Der Tank besteht aus einem ovalen, stark gepanzerten Wagenkasten, über dessen äußere Ränder an jeder Seite ein in sich geschlossenes Kettenband läuft, das, von einem starken Motor im Wageninneren angetrieben, die Kasten in Bewegung setzt. Dieser räderlose Antrieb sollte es dem Wagen, der stets mit breiter Fläche aufliegt, ermöglichen, über starke Bodenumebheiten wie Granattrichter, Minenlöcher und sogar Schützengräben hinwegzukommen. Ein einziges Räderpaar an der Rückseite des Wagens diente zur Steuerung. Das Gefährt war mit zwei dreißiglichen Schnellfeuergeschützen und einer größeren Anzahl Maschinengewehre bestückt. Hindernisse, so meinte man, könnte es für die alles zermalmende Wucht dieser Ungetüme nicht geben. Kaum aber waren die mit gewaltiger Rellame und überschwenklichsten Hoffnungen auf ihre Leistungen angekündigten Kriegsmaschinen auf dem westlichen Kriegsschauplatz erschienen, so berichtete der deutsche Heeresbericht in knappen Worten wieder und wieder, daß Tanks hilflos zusammengeschossen vor den deutschen Linien liegen blieben. Durch sind auch sie nirgends gekommen. Der Gedanke, der den Tanks zugrunde lag, war gut — aber die Schwierigkeiten der Ausführung wurden nur höchst mangelhaft überwunden. Was England da ins Feld stellte, war eine Maschine, die sich erst am Anfang ihrer Entwicklung befand. So zeigte sich bald ihre ganze Unzulänglichkeit, die den Erfolg in sein Gegenteil verkehrte. Die langsame Fortbewegungsmöglichkeit der Tanks, ihre Größe und Schwerfälligkeit machte sie zu guten Zielen für das Artilleriefeuer, dem ihre Panzerung nicht widerstand. Trotzdem also die ersten Erfahrungen mit den Tanks durchaus keine guten waren, erschienen die Ungetüme in der Frühjahrs Offensive des Jahres 1917 noch zahlreicher als in der Sommerschlacht des Vorjahres. In Steuerung und Bestückung wiesen sie einige Veränderungen auf, ihre Gefechtsfähigkeit aber war nicht besser geworden. Die neuen Tanks waren ungefähr 8 Meter lang, 2 Meter breit und 3 Meter hoch. Der Bewaffnung nach unterschied man „Männchen“ mit zwei leichten Geschützen oder Revolverkanonen, die in Türmen an der Seite untergebracht waren, und zwei auf die Geschütze aufgesetzten Maschinengewehre, die jedoch nur feuern konnten, wenn die Geschütze darunter nicht in Tätigkeit waren, und „Weibchen“ mit fünf Maschinengewehren, zwei an jeder Längs- und eines an der Stirnseite des Wagens. Benannt

Stichhaltig.



Onkel: Was lehren uns die emsigen Bienen?
Neffe: Nicht zu nahe heranzugehen.

waren die Tanks mit einem Offizier, einem Fahrer und fünf bis sechs Mann. Die zöllige Schiffspezier schützten die Gefährte, der 1000-Daimlermotor war in ein Stahlgehäuse eingebaut. Das Gefährt, eines für den Fahrer und je eines für jedes Geschütz oder Maschinengewehr, erleichterten die Beobachtung. Auch diese neuen Tanks mochten sich nur mit einer Geschwindigkeit von 4 Meter in der Stunde bewegen, so schnell also ein langsam gehender Mann auf feuchtem Boden und bei Überwinden von Gräben und dergleichen aber rutschten häufig ab und blieben stecken. Sie wurden in der Frühjahrs Offensive zu geringen Geschwadern vereinigt an Brennpunkten der Kampflinien angeordnet — aber sie litten das gleiche Schicksal wie ihre Vorgänger. Die deutschen Feldartilleristen spannten manchmal die Pferde vor Geschütze, fuhren den langsam herankommenden Ungetümen entgegen und eröffneten aus geringer Entfernung 150 Meter und noch weniger ein wohlgezieltes Feuer, dessen Wirkung auf die Tanks furchtbar war. Ihr Verbleib nach ihrer Munition explodiert das Ganze in eine einzige Wolke von Feuer und Blut verdrängend; ein Haufe dummer, ander gewirrter, verdohter und zersprengter Eisenstücke zurück. Grauenvoll war das Schicksal der in den Tanks geschlossenen Besatzung, die gleich dahinter nachfolgenden Sturmtruppen aber beteten die zusammengeschossenen Panzerungetüme nur ein Ergebnis und eine Gefahr. Zu die deutsche Infanterie sah die Wirkung der Geschütze auf die Tanks sah, beachtete diese gar nicht mehr und beim Gegenstoß auch an noch nicht erledigten einfach vorüber. So fiel mancher der Tanks unversehrt deutsche Hände, denn ein Entkommen war ja bei ihrer Langsamkeit unmöglich.

Rätsel.

Alltätig suchst du mich, bis du mich findest,
Doch nimmst selber du den Fund verflinst;
Denn hast du endlich plötzlich mich gefunden,
Dann ist dir die Erinnerung geschwunden.

Doch meinen Zwillingbruder suchst man selten,
Der unbeliebt in Brunkgemach und Zelten,
Wie heißt das Brüderpaar — gesucht, gemieden,
Das jedem Erdenbürger doch beschieden.

Auflösung folgt in Nr. 33.

Gegensatzrätsel.

Morgen, Keller, Bewegung, Festland, Jugend, Tag, Reife, Scherz, Wahrheit.

Für jedes der obigen Wörter ist ein neues Wort zu suchen, das dazu einen Gegensatz ausdrückt, und zwar müssen die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter den Anfangsbuchstaben der alten Wörter entsprechen.

Auflösung folgt in Nr. 33.

Auflösungen von Nr. 31:

des Silbenrätsels: reizbar; des Homonym: ausgewachsen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortlicher Redakteur: Stephan Steinlein in Stuttgart.
Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.